

43]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Zeppe lag noch im Alkoven und schlief, die Nachtmütze war schief über das eine Auge geschoben. Im Schlaf hatte er noch immer einen komischen Zug von Selbstgefühl. Die Stube war dick von Dünsten, der Alte holte auf eigene Weise Luft, atmete mit einem langen Schnarchen ein und ließ es zummelnd durch sich hindurchlaufen. Wurde es zu arg, so machten die Zungen Lärm, dann erwachte er und schimpfte.

Seið, sehten sie sich nach dem Mittagessen; sobald Zeppe sein „Essen“ zur Tür hineingerufen hatte, warfen sie alles hin, ordneten sich nach dem Alter und tummelten hinter ihm drein. Sie hielten einander hinten an den Tadeln fest und machten stumme Grimassen. Oben am Tischende thronte Zeppe, ein Köppchen auf dem Kopfe, bemüht, stramme Tischsitze zu halten. Niemand durfte vor ihm anfangen oder fortfahren, wenn er aufgehört hatte. Dann griffen sie nach dem Löffel, legten ihn mit einem entsetzten Blick auf ihn wieder hin und waren nahe daran, vor verhaltenem Lachen zu vergehen. „Ja, ich bin heute sehr hungrig, aber daran braucht Ihr Euch ja nicht zu kehren!“ pflegte er sie zu warnen, wenn sie so recht im Gang waren. Pelle blinzelte den andern zu und sie fuhren fort zu essen, leerten eine Schüssel nach der andern und fuhren fort. „Es gibt keinen Respekt mehr!“ brüllte Zeppe und schlug auf den Tisch. Aber wenn er aufstie, fuhr die Disziplin plötzlich in sie hinein, und sie stießen alle der Reihe nach auf. Meister Andres mußte sich zuweilen etwas im Zimmer zu schaffen machen, wenn es zu arg wurde.

Die lange Arbeitszeit, die schlappe Kost und die schlechte Werkstattluft hinterließen ihre Spuren bei Pelle. Seine Hingebung für Meister Andres war ohne Grenzen; er konnte bis Mitternacht dastehen und ohne Vergütung arbeiten, wenn irgendetwas fertig zu stellen versprochen war. Im übrigen aber glitt er unmerklich in den Schlandrian der andern hinein und bekam ihre Auffassung von dem Tage als etwas endlos Garsigem, über das hinwegzukommen man sich bemühen mußte. Es war physisch notwendig, mit halber Kraft zu arbeiten, und er wurde träge in den einzelnen Bewegungen, überhaupt weniger entschlossen zu handeln, mehr grübelnd. Das Halbdunkel in der somnolentesten Werkstatt blendete seine Haut und erfüllte ihn mit ungesunden Phantasien.

Für eigene Rechnung verdiente er nicht viel; aber er hatte es gelernt, mit wenigen Hauszuthalten. Jedesmal, wenn er ein Zehnspfennigstück erwischen konnte, kaufte er eine Sparmarke, dafür und konnte auf diese Weise die Schillinge zusammenhalten, sodaß eine kleine Summe daraus wurde; und hin und wieder erhielt er auch ein wenig Unterstützung von Basse, dem es übrigens schwerer und schwerer wurde, etwas zu entbehren. Und im übrigen hatte er gelernt, sich bei seiner Arbeit zu beruhigen.

19.

Der verrückte Anker schlug die Werkstatttür auf. „Bjerregrav ist tot!“ sagte er feierlich. „Jetzt ist da nur noch einer, der über das Elend trauern kann!“ Dan ging er weiter und rief die Bottschaft zu Väder Jörgens hinein. Sie hörten ihn von Haus zu Haus gehen, die ganze Straße entlang.

Bjerregrav tot? Noch gestern abend saß er ja hier auf dem Stuhl unten am Fenstertritt, und die Krüden standen an der Ecke in der Tür, und er kam und gab allen die Hand auf seine gewöhnliche naive Art und Weise, diese viel zu weiche Hand, bei deren Berührung sie alle ein Unbehagen empfanden, weil sie so zudringlich, fast hautlos in ihrer Wärme war, als habe man unversehens einen Menschen an einen nackten Teil angerührt. Pelle mußte immer an Vater Lasse denken, der auch nie lernte, sich zu panzern, sondern beständig dieselbe treuherzige, einfältige Seele blieb, über die harte Erfahrungen keine Nacht besaßen.

Der große Väder taumelte wie gewöhnlich gegen ihn. — Er wurde roh bei der Berührung mit diesem kindlich Hautlofen, das das Herz ganz hinaus brennen ließ in einem Sündendruck.

„Na, Bjerregrav hast Du es denn mal versucht, das, Du weißt ja — seit wir uns zuletzt gesehen haben?“ fragte er und blinzelte den andern zu.

Bjerregrav wurde dunkelrot. „Ich bin zufrieden mit der Erfahrung, die der liebe Gott mir vorbehalten hat,“ antwortete er, mit den Augen zwinkernd.

„Wollt Ihr es wohl glauben, er ist über siebenzig und weiß noch einmal, wie ein Frauenzimmer beschaffen ist!“

„Wenn ich mich nun doch einmal am besten dabei befinde, allein zu sein, und dann habe ich ja auch meinen Klumpfuß.“

„Dafür geht er herum und fragt nach allen Dingen, über die sonst jedes Kind Bescheid weiß,“ sagte Zeppe überlegen. „Bjerregrav hat nie die kindliche Unschuld abgestreift.“

Noch als er nach Hause gegangen war und Pelle ihm über dem Finnstein hinüberhals, blieb er in seiner ewigen Bewunderung stehen. „Was das wohl für ein Stern ist?“ sagte er; „der hat ein ganz anderes Licht als die andern. Er sieht mir so rot aus, wenn wir nur nicht einem strengen Winter entgegengehen, mit harter Erde und teurer Feuerung für die Armen.“ Bjerregrav seufzte.

„Den Mond mußt Du nicht so viel anstarren. Schiffer Anders hat seinen Schaden bloß davon gekriegt, daß er auf dem Deck schlief und der Mond ihm gerade ins Gesicht sah; nun ist er blödsinnig geworden!“

Gestern abend noch ganz so wie sonst, und jetzt tot! Und niemand hatte es gewußt oder gedacht, daß sie zu guter Letzt noch ein wenig gut gegen ihn hätten sein können. Er starb in seinem Bett mit ihrem letzten Lächeln im Gemüt und jetzt konnten sie nicht mehr zu ihm schiden und sagen: „Wehr Dich nicht daran, Bjerregrav, wir haben es ja nicht so böse gemeint.“ Vielleicht hatte ihm das seine letzten Stunden verbittert, hier standen wenigstens Zeppe und Bruder Jörgens und konnten einander nicht in die Augen sehen, mit diesem unwiderruflich Schwerem, was auf ihnen lastete.

Und eine Leere mehr bedeutete es ja auch, so wie wenn die Uhr in der Stube stehen bleibt. Das treue Dröhnen seiner Krüden kam nicht mehr gegen sechs Uhr auf die Werkstatt zu. Der junge Meister ward um die Zeit unruhig, er konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen.

„Der Tod ist etwas Häßliches,“ sagte er dann, wenn die Wahrheit ihm aufging, „etwas ekelhaft Widerliches. Warum muß einer von dannen gehen, ohne das geringste zu hinterlassen? Nun lausche ich nach Bjerregaos Krüden und bekomme nur Leere in meine Ohren, und wenn eine Weile vergangen ist, ist nicht einmal das mehr da. Dann ist er vergessen und vielleicht außer ihm noch einer, der nach ihm kam. Und dabei bleibt es ewig. Ist wohl ein vernünftiger Sinn in dem Ganzen, Pelle? Zum Saten auch! Vom Himmel sprechen sie ja; aber was mache ich mir daraus, auf eine feuchte Wolke zu kommen und dazusitzen und Hallelujah zu singen? Ich wollte viel lieber hier herumgehen und mir einen Schwips antrinken, namentlich wenn ich ein gesundes Bein gehabt hätte!“

Die Lehrlinge von der Werkstatt geleiteten ihn zu Grabe. Zeppe wollte das, um das Unrecht wieder gut zu machen. Zeppe und Väder Jörgens gingen dicht hinter dem Sarge her, im hohen Gut. Sonst folgten nur arme Frauen und Kinder, die sich aus Neugierde angeschlossen. Kutischer Due fuhr den Leichenwagen. Er hatte sich jetzt selbst ein paar Pferde angekauft und dies war seine erste feine Fahrt.

Sonst floß das Leben träge und einsörmig hin. Der Winter war wieder da mit der Geschäftsstille, und die inländische Industrie war ja ruiniert. Die Schuhmacher arbeiteten nicht bei Licht, es war nicht Arbeit genug da, um den Verbrauch von Petroleum zu lohnen. So wurde denn die Sängellampe beiseite gehängt und die alte Blechlampe wieder hervorgeholt; die war gut genug, um dabei zu sitzen und zu schwätzen. Die Nachbarn pflegten in der Dämmerstunde zu kommen; wenn Meister Andres zu Bett gegangen war, schlichen sie wieder von dannen oder sie saßen noch müßig da, bis Zeppe sagte, daß es Schlafenszeit sei. Pelle hatte angefangen, sich wieder mit Schnitarbeiten zu beschäftigen; er hielt sich so nahe an die Lampe wie nur möglich und lauschte der Unterhaltung, während er an einem Knopf arbeitete, der

in ein Fünfundzwanziggestück ausge schnitten werden sollte. Morten sollte ihn als Schlipfnadel haben.

Die Unterhaltung drehte sich um das Wetter und wie gut es sei, daß der Frost noch nicht da war und die große Hafearbeit hemmte. Dann glitten sie wie von selbst auf „die Kraft“ über, und von ihm zum verrückten Anker und kamen weiter auf die Armut und die Unzufriedenheit zu sprechen. Die Sozialdemokraten da drüben hatten schon lange alle Gemüter beschäftigt. Den ganzen Sommer waren beunruhigende Mitteilungen herübergedrungen; es war ganz klar, daß es vorwärts ging mit ihnen. Aber was bezweckten sie eigentlich? Etwas Gutes war es auf alle Fälle nicht. „Es sollen die Allerärmsten sein, die sich auflehnen,“ sagte Holzbein-Larsen. „Ihre Zahl muß also groß sein!“ Es war, als hörte man das Dröhnen von irgendetwas draußen am Horizont und wußte nicht, was da vor sich ging. Ganz verzerrt gelangte das Echo von der Erhebung der unteren Klassen bis hierher; man verstand gerade soviel, daß die Untersten Gottes geklämmernde Ordnung auf den Kopf stellen und versuchen wollten, selbst nach oben zu gelangen; unwillkürlich schielte man zu den Armen hier in der Stadt hinüber. Aber die gingen in ihrem gewöhnlichen Halbchlaf einher, arbeiteten, wenn Arbeit da war, und beruhigten sich sonst dabei. „Das fehlte auch noch,“ sagte Zeppe, „hier, wo wir ein so gut geordnetes Armenwesen haben!“

Bäcker Jörgen war der Eifrigste. Jeden Tag kam er und hatte etwas Neues zu berichten. Jetzt hatten sie das Leben des Königs selbst bedroht, und nun war das Militär ausgerückt.

„Das Militär!“ Der junge Meister machte eine höhnische Bewegung. „Das soll wohl helfen! Wenn sie bloß eine Handvoll Dynamit zwischen die Soldaten werfen, so bleibt auch nicht ein Hosenknopf heil. Nein, nun werden sie die Hauptstadt wohl erobern.“ Seine Wangen glühten, er sah die Begebenheit schon im Geist vor sich. „Na, und was dann? Dann plünderten sie wohl die königliche Münze!“

„Ja, — nein, — dann kommen sie hier herüber — — die ganze Gesellschaft!“

„Hier herüber? Nein, zum Teufel auch! Wir bieten die ganze Bürgerwehr auf und schießen sie vom Strande aus nieder. Ich habe mein Gewehr schon in Ordnung gebracht!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das schwarzflüssige Gold.

Von Walter W. Böhlke, Sancta Monica (Kalifornien).

Im Frühjahr 1894 war der Anstreicher Doheny eifrig mit dem Graben eines Brunnens hinter seinem Hause in Los Angeles beschäftigt. Die Wasserleiter schien ihm zu hoch zu sein, und er hoffte, der Abgabe zu entgehen, wenn er einen eigenen Brunnen hatte. Wochenlang brachte er jede freie Stunde in dem Loch zu, doch Wasser fand er nicht. Statt des Wassers sammelte sich auf dem Boden des fünfzig Meter tiefen Schachtes eine schwarze, dickflüssige Masse an, die nicht gerade wie Weischen duftete und an der Luft allmählich zu Asphalt verhärtete. Es war Petroleum.

Der Anstreicher, der nicht auf den Kopf gefallen war, hielt den Mund. In aller Stille packte er jedes Grundstück, jeden Morgen Land, dessen er in der Nachbarschaft habhaft werden konnte, pumpte seine Freunde an, kaufte sich eine alte Bohrausrüstung mit einer kleinen Dampfmaschine und fing an, einen Petroleumbrunnen nach dem andern auf dem gepacketen Lande anzulegen. So begann die kalifornische Erdölindustrie. Heute, nach hiebzehn Jahren, ist der ehemalige Anstreicher ein dreißigfacher Dollarmillionär, und das junge kalifornische Petroleumgebiet hat alle anderen Oelfelder der Welt an Bedeutung übertroffen.

Ehe Doheny das Erdöl in Los Angeles entdeckte, brannte ganz Kalifornien teure Kohlen, die vom Osten um Kap Horn herum oder von Australien her nach der Westküste, die keine Kohlen hatte, geschafft werden mußten. Die Entdeckung des Steinöls machte dem Kohlenhandel ein schnelles Ende. Zum Raffinieren, zur Herstellung von Brennöl, Benzin und Schmiere eignet sich das kalifornische Rohpetroleum zwar nicht, da es zuviel Asphalt enthält, aber als Ersatz für die fehlenden Kohlen, als Brennmaterial für die Kessel der Lokomotiven und Dampfschiffe, für Kraft- und Gaswerke, Schmelzöfen und Fabriken war es von größter wirtschaftlicher Bedeutung, und das erkannte man schnell genug. Ganz Los Angeles machte sich ans Bohren. Innerhalb eines Jahres waren 2000 Brunnen in die ölhaltigen Schichten getrieben, und nach allen Seiten hin weitete sich das Petroleumgebiet. Sogar am Meeresstrande wurden Röhren durchs Wasser tief in den Boden der See getrieben. Und dennoch konnten die Brunnen nicht genug Rohpetroleum für den stetig wachsenden Bedarf liefern, ein Zustand, der die glücklichen Land-

und Brunneneigentümer zwang, sich Extragebläsen in die Hofen zu nähen. Kalifornien hatte Öl geleckt, doch hatte es jetzt erst einen Vorgesmack im Munde. Der eigentliche Petroleumrausch fing erst an, als 1899 ein ungeheures Ölbecken, das reichste der Welt, im Süden des San Joaquin-Tals entdeckt wurde.

Volle 1600 Kilometer erstreckt sich Kalifornien vom Norden nach dem Süden. Den weitaus größten Teil dieser Länge füllt die riesige Talmulde, die sich zwischen der hohen, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Sierra Nevada und dem niedrigen Küstengebirge hinzieht. Nur an einem Punkt, am Goldenen Tor, dort, wo die aus dem Norden und Süden kommenden Wassermengen sich vereint ins Meer wälzen, ist die Wand der Mulde durchbrochen. Die südliche Muldenhälfte bildet das Tal des San Joaquin-Flusses, und in dessen äußerster Ecke, wo das Küstengebirge mit der Sierra verschmilzt, liegen die großen Ölbecken.

Eine Region der schärfsten Gegensätze ist dieses Tal, das sich flach wie ein Tisch 150 Kilometer zwischen den Bergzügen hinzieht. Auf der Ostseite, wo zahlreiche Gebirgsbäche singend und plätschernd von den Gletschern der Sierra kommen und dem San Joaquin zu-eilen, liegen in den Bergen die weltberühmten Goldgruben, reden die Riesenbäume, die Sequoien, ihre ehrwürdigen, zerfetzten Häupter gen Himmel. Am Fuße der Sierra liegt ein blühendes Städtchen neben dem andern. Ungeheure Weizenfelder dehnen sich bis an den Horizont, Tausende von Obsthainen und Weinbergen leuchten grün in der hellen Sonne, kreuz und quer laufen die Bewässerungsgräben, und nach allen Richtungen durchziehen Dampf- und elektrische Bahnen das reiche Land.

Anders sieht es auf der Westseite aus. Keine Städte und Dörfer, keine Gehöfte gibt es da. Felder, Haine und Weinberge sind nicht vorhanden. Kein Baum, kein Strauch ist viele Tagereisen weit zu finden. Kein Laut stört die Stille dieses verwunschenden Landes, denn hier, auf einer Strecke von fast 500 Kilometer, fließt kein Tropfen Wasser aus den toten Hügel in den San Joaquin. Baumlos, schattelos, wasserlos, lautlos liegt das Land zwischen dem grünen Streifen des Flusses und den knochenharten Bergen, und die grauen Klumpen des bitteren Salzeibusches bedecken es wie mit einem trügerischen seidenen Teppich, der eintönig in der Sonne schillert. Nacht, Lahl, gelblich erheben sich die Bergzüge dahinter. Auf sie herab brennt die sengende Sonne, bis sie weißlich zu glühen scheinen, bis die tiefblauen Schatten in ihren Schluchten in der Glut zittern und bebren. Wellen heißer Luft steigen aus dem sanftigen Boden zwischen den grauen Büschen empor, so daß die öde Landschaft vor den Augen flimmert. Hier und dort tangen hohe, gepfenstige, spindelförmige Staubtrichter wie tolle Derrwische. Und weit drüben im Osten funkelt der ferne, grüne Spiegel eines großen Sees wie die Fata Morgana, dem durstigen Wanderer höhnisch und unerreichbar Labungweisend.

In diese wasserlose Einöde ergoß sich vor zehn Jahren ein gieriger Menschenstrom, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, um sich ein Stück des bisher verachteten Bodens anzueignen. Tief unter der heißenden Oberfläche war Erdöl gefunden worden, flüssiges, schwarzes Gold, dessen übler Geruch die Menschen anzog, wie der Kadaver des verdurfteten Tieres die Geier lockt. Überall in der grimmigen Wildnis erhoben sich die skelettähnlichen Gerüste der Bohrtürme. Tag und Nacht leuchten und summten die Lokomotiven, die die Bohreisen tief in die Erde trieben. Jeden Tag quoll mehr Petroleum aus der Tiefe, jeden Tag stiegen die Hoffnungen der Spekulant. Ueber Nacht wurden arme Leute reich, und über Nacht verloren sie den schnell erworbenen Reichtum wieder. Ganz plötzlich kam der Krach. Die Eisenbahnen konnten die stetig steigende Oelflut nicht bewältigen. Es fehlte an Transportmitteln und Abnehmern, und auf einmal fiel der Preis von einem Dollar pro Faß (17 Hektoliter) auf zehn Cents. Zur selben Zeit bezahlte man das Faß Trinkwasser im Oelgebiet mit dreißig Cents.

Sieben magere Jahre folgten. Hunderte von Aktiengesellschaften, deren Gold in teuren Bohrlöchern oder in den Taschen der Gründer angelegt war, machten bankrott, und der Menschenstrom verließ sich wieder. Erst als der Rohpetroleumpreis neuerdings stieg, als die Brunnen kaum genug liefern konnten, kam allmählich wieder Leben in das Petroleumgebiet, und mit dem steigenden Preis wuchsen auch wieder neue Bohrtürme aus dem Boden.

Im Frühjahr 1908 kamen zwei Zimmerleute, Barrett und Dunn, in die Oelregion, die Arbeit suchten. Geld hatten sie nicht, aber viele Kinder, deretwegen sie in der Gluthitze des Tals manden Tropfen Schweiß beim Bau der Bohrtürme vergossen. Das Petroleumfieber erfaßte sie. In ihrer freien Zeit wanderten sie viele Meilen durch die grauen Salzeibüsch und suchten sich aufs Geratewohl hier und da große Stücke Regierungsland aus. Petroleum war nirgends zu sehen, doch hofften die beiden, es würde sich vielleicht ein reicher Engel finden, der das nötige Geld liefern sollte, um auf einem dieser Landstücke ein Bohrloch in die vermuteten Oelschichten treiben zu können.

Der Mann mit dem Geld fand sich denn auch ein. Eine Parzelle Regierungsland, auf dem man während des ersten Petroleumrausches ein 200 Meter tiefes Loch gebohrt hatte, ohne Öl zu finden, gefiel ihm trotz des ersten Fehlschlags am besten. Für 60 000 Mk. wurde eine Bohrausrüstung gekauft, und dann fing man die Arbeit an. Immer tiefer wurde das Loch im Boden, aber auch das imbeutel des Geldmannes. Ein ganzes Jahr wurde gebohrt, und Bohren ist in Kalifornien, wo die Bohrarbeiter 25 Mk. Lohn für acht Stunden erhalten, durchaus nicht billig. Das Loch war 700 Meter tief und hatte über 100 000 Mk.

gekostet, als dem Kapitalisten unter den drei Teilhabern der Mut und das Geld ausgingen. So ordnete er denn die Einstellung der Arbeit an. Doch dem Vorarbeiter paßte die Anordnung nicht. Er glaubte fest, daß er einige Meter tiefer Petroleum finden werde, und setzte auf eigene Faust die Bohrung fort.

Am dritten Tage — es war am 15. März 1910 — grollte es tief im Erdinnern, und aus dem Munde des Bohrrohres kam ein Säusen und Brausen wie das Geulen eines unterirdischen Orlans. Das Drahtseil, an dem das 5 Meter lange, 1500 Pfund wiegende stählerne Bohrerisen tief unten hing, wurde schlapp und kam wie eine fliehende Schlange aus dem Rohr getrocknet, so daß die Arbeiter sich schleunigst in Sicherheit brachten. Hinter ihm her sauste wie ein Pfeil die schwere Stahlstange, die das entweichende Gas trieb. Dann stieg ein Strahl mit Schlamm und Steinen vermishten Wassers hoch in die Luft empor, und auf das Wasser folgte eine mächtige Petroleumsäule, ein schwarzer Springbrunnen, der die Krone des Bohrturmes überragte und einen heißen Oestregen über die grauen Salbeibüschle breitete. Die Lavevölkquelle, die größte Petroleumfontäne Amerikas, die sich noch heute, allerdings stark verringert, ergießt, war losgebrochen, und sie hatte im Handumdrehen aus den beiden armen Zimmerleuten Millionäre gemacht, die vor Freude nicht wußten, was sie mit sich anfangen sollten.

(Schluß folgt.)

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Dürre und Hitze.

Daß Brieckle nichts mehr auf die Wetterpropheten gibt, habe ich schon neulich in seinem Auftrage an dieser Stelle erklärt. Die Voraussagen treffen zu oder auch nicht, je nachdem wie es trifft, ob sie nun auf wenige Tage oder wie vormals bei Professor Falb gleich auf ein ganzes Jahr mit kritischen Tagen verschiedener Ordnung aufgestellt werden. Brieckle sagt, das Wetterpropheteien sei ja nichts Neues mehr. Als die Juden noch anno dazumal im Lande Aegypten bei den vollen Fleischtopfen saßen und tüchtig schufteten mußten, hatte, wie das so bei Königen vorkommt, Pharaon einen bösen Traum, den ihm Joseph deutete. Daß das keine leichte Sache war, geht schon daraus hervor, daß Joseph dem Könige und seiner liebebedürftigen Frau, der Potipharen, wie man in Berlin sagen würde, die Witterung auf volle 14 Jahre vorausbestimmte und, wenn man der Bibel glauben darf, auch richtig vorausbestimmte. Das hat ihm bisher keiner nachgemacht. Jetzt haben wir aber in Berlin einen Mann, der, dem weisen Rabbi Ben Atiba zum Trost, der behauptete, daß alles schon dagewesen sei, das Wetter selber macht, wenn er nicht gar unserm Herrgott befehlen sollte, wie er es machen muß. Da die Berliner Gastwirte, denen dieser moderne Wettermacher für klingendes Geld schönes Sonntagswetter liefern will, die Taschen zuhalten, ist ihm der Gemütsfaden gerissen; er hat noch am Sonnabend erklärt, daß es nunmehr bis auf Abruf vom 30. Juli auf sein Gebot an jedem Sonntag ein Donnerwetter, d. h. ein tüchtiges Gewitter in Berlin geben würde. Als Frau Brieckle, die an Gewitterfurcht leidet, die Botschaft hörte, wäre sie am liebsten in ein Mausloch getrocknet, woran aber bei ihrer Korpulenz nicht zu denken ist. So blieb sie denn zu Hause, und Brieckle, der ja immer ein Rögler war, sich aber auch nichts vorreden läßt, sah in der Laube und harrete bei einer großen Weihen der Dinge, die da kommen sollten. Was nicht kam, war natürlich das Gewitter des neuen Wetterapostels.

Die Dürre des gegenwärtigen Sommers ist eine ganz ungewöhnliche, ebenso wie die abnorme Hitze der letzten Zeit. Die wenigen Gewitterregen haben nur strichweise eine rasch verflüchtigte oberflächliche Bodenbefeuchtung gebracht; nach den Vororten des Ostens ist nichts davon gekommen. In den letzten 10 Jahren habe ich festgestellt, daß auch in bezug auf die Niederschläge der Westen Berlins dem Osten gegenüber vom Himmel außerordentlich bevorzugt wird, woraus man schließen könnte, daß der liebe Gott, wie er im Kriege bellamüßig immer mit dem stärksten Heere ist, im Frieden die Reichen bevorzugt. Häufig regnet im Westen Windfaden, während man im Osten, d. h. in den östlichen Vororten der Reichshauptstadt, nach wie vor heißen Staub schlucken muß. Im Sandboden, den wir in der Mark haben, wird natürlich eine solche andauernde Dürre weit verhängnisvoller als im schweren, lehmigen Erdreich. In letzterem wird wohl die Oberfläche bei dauern dem Regenmangel hart und rissig, insolge seiner wasserhaltenden Fähigkeit dauert es aber lange, ehe die Trockenheit in die Tiefe fortschreitet. Anders aber ist es bei unserm Sandboden. Sand ist durchlässig wie ein Sieb, er kann deshalb nicht große Wassermengen aufspeichern, es sei denn, daß es sich um undurchlässigen Untergrund handelt, der wieder für viele Kulturen nachteilig ist, und so bildet er denn bald ein mehr oder weniger feines Staubpulver, in dem alles Pflanzenleben verdorrt. In den jetzigen Gluttagen des Hochsommers fehlt der Nachtauwasser, der in vorgehrittener Jahreszeit die am Tage durch Hitze und Trockenheit schlaff gewordenen Pflanzen wieder aufrichtet und stärkt. — Die Folge davon ist, daß viele sommer- und herbstblühende

Stauden im Stadium der Blüte verdorrt, die Sommerblumen bereits vielfach abgestorben sind. Zier- und Obstbäume lassen das Laub fallen, letztere auch die Früchte. Gewöhnlich sucht ja der Baum seinen Fruchtansatz, der die Samen enthält, und deshalb zur Erhaltung der Arten notwendig ist, auf Kosten des Fruchtflisches, das Mensch und Tier sich gut schmecken lassen, zu halten. Die Früchte bleiben also bei andauernder Dürre klein, geht aber die Trockenheit soweit wie gegenwärtig, so werden sie am Baume weck und fallen zu Tausenden ab, womit dann alle Ernteaussichten vernichtet sind. Durch andauernde Dürre werden in erster Linie die Apfelbäume betroffen. Schon der flache Kronenbau des Apfelbaumes zeigt uns, daß seine Wurzeln nicht allzu tief in den Boden gehen, also nicht in Tiefen eindringen, in denen sie trotz der Dürre und des damit zusammenhängenden Fallens des Grundwasserstandes noch ausreichende Bodenfeuchtigkeit vorfinden. Am widerstandsfähigsten gegen andauernde Trockenheit sind von unsern Obstarten Süß- und Sauerkirschen und Birnen. Sauerkirschen gedeihen noch vorzüglich an trockenen Eisenbahndämmen, die man in der Rheinprovinz hin und wieder auf weiten Strecken mit ihnen bepflanzt sieht, Südkirschen, deren Wurzeln noch bedeutend tiefer gehen, selbst noch an steilen Berghängen, weshalb man vielfach mit ihnen ehemalige Weinberge bepflanzt. Diese Erfahrung sollte man sich besonders in trockener Lage nützlich machen. Bei Birnen kommt es darauf an, auf welche Unterlagen sie veredelt sind, denn nur die starkwüchsigeren, auf Wildlinge, die aus dem Kern gezogen werden, veredelten Edelbirnen entwickeln eine in die Tiefe gehende Pfahlwurzel, nicht aber die auf die sogenannte Scheinquitte veredelten Zwergbäumchen.

Selbstverständlich darf man sich durch die diesjährige Dürre nicht verleiten lassen, Obstbäume in feuchten Lagen mit hohem Grundwasserstand anzupflanzen. In diesem Jahre sind freilich derartige Lagen die begünstigten, die einzigen, in denen auf eine mittelmäßige Ernte gerechnet werden kann. In feuchten Lagen ist eben eine gute Ernte eine Ausnahme, in normalen Lagen dagegen die Regel. In feuchten Lagen stehen die Wurzeln während des ganzen Jahres, also auch im Winter, im Wasser und die Bäume tränkeln deshalb fortgesetzt, in der gegenwärtigen Trockenperiode ist dagegen der Grundwasserstand derart gesunken, daß ausnahmsweise einmal vorübergehende normale Bodenbeschaffenheit gegeben ist.

Den Lauren des Himmels gegenüber sind wir armeligen Menschen machtlos. Gewiß hat der Menschengestirbt Pumpwerke erfunden, die, durch Wind, Benzin, Petroleum oder gar mit elektrischer Kraft betriebene, das Wasser aus größter Tiefe holen, Bewässerungsanlagen, die weite Flächen der dürstenden Erde sättigen können. Aber all diese Anlagen sind einerseits zu kostspielig, um unter unseren Verhältnissen für die einfache Gartenkultur in Frage zu kommen, und andererseits verbürgen sie auch nur halben Erfolg. Mit der Tränkung des Bodens allein ist es nämlich nicht getan; mit der Bodenfeuchtigkeit muß auch eine normale Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit Hand in Hand gehen. Die gegenwärtig herrschende abnorme Hitze mit ihrer hohen Lufttrockenheit entzieht den Pflanzen mehr Wasser, als ihnen selbst die Wurzeln in gut bewässerten Kulturen wieder zuführen können. Das seltsame Aussehen der Bäume und Sträucher in gut bewässerten Gärten und die ausgebrannten Rasenflächen reden hier eine nicht mißzuerstehende Sprache.

Es gibt verschiedene Maßnahmen, durch die man auch im Sandboden die Feuchtigkeit eine gewisse Zeit zurückhalten kann. Diese Maßnahmen sind Anbau von Gründungs- und Humusanreicherung, reichliches Unterbringen von Rindermist, Vermischen des Bodens mit Torfmüll, der die Fähigkeit besitzt, Wasser wie ein Schwamm aufzusaugen, und namentlich Bedecken des Bodens mit strohigem Dünger. Aber alle diese Maßnahmen versagen, wenn die Dürre andauernd, wie jetzt. In solchen Zeiten ist die Blumenpflege unlohnend, die wertvollsten Obstsorten versagen, das Gemüse schießt rasch in Samen und die Raupenplage macht die letzten Hoffnungen zerschanden. Es ist eine böse Zeit für den Laubenkolonisten und für den Parzellenbesitzer, wenn er an den nur wenig abgefüllten Abendstunden stundenlang pumpen, Wasserscheppen und gießen muß, um auch nur seine bevorzugtesten Lieblinge unter den Blütenpflanzen und das notwendigste Gemüse vor dem Verschmachten zu retten. Denn alles übrige müssen alle die nicht über erhebliche Freizeit verfügen, seinem Schicksal überlassen.

Die beste Zeit zum Gießen sind im Hochsommer stets die Abendstunden. Beobachtung schärft das Auge, und bald wird man mit Leichtigkeit jene Pflanzen erkennen, die das erquickende Naß am notwendigsten gebrauchen. Die jungen Triebe sind bei ihnen weck, die Blätter schlaff geworden, und die in normalem Zustand frische Farbe ist einem mehr oder weniger matten Gelbgrün gewichen. Wurzelgemüse wie Schwarzwurzel, Karotten, Petersilienwurzeln, Porree und Rüben halten der Trockenheit am längsten stand, wenn sie auch bei andauernder Dürre holzig, rissig und ungenießbar werden. Die reichlichste Bewässerung verlangen jene Gemüsearten, deren Blätter, Blüten und Früchte wir essen, namentlich Kopf- und Blumenkohl, Salat, Tomaten, Gurken und Kürbisse. Ein oberflächliches Ueberbrausen dieser Pflanzen ist fast zwecklos, von nachhaltiger Wirkung nur ein tüchtiges Gießen. Um das Abfließen des Gießwassers zu verhindern, macht man um jede Pflanze eine muldenförmige Vertiefung mit erhöhtem Gießrand, am besten mit der Hand, und füllt diese Mulde dann ein- bis zweimal mit Wasser;

Je größer ihr Durchmesser, umso wirkungsvoller ist die Bewässerung. Während der Nacht haben die am Abend bewässerten Pflanzen genügend Zeit, das gebotene Wasser aufzunehmen und zu bearbeiten, sich also für die Bluthige des folgenden Tages zu versorgen. Die Wirkung des Gießens ist weit geringer, wenn man es am Vormittag oder in glühender Mittagssonne ausführt. Nur im Frühling, wenn die Nächte noch kalt sind, gieße man nicht abends, sondern in den Morgenstunden, weil sich der dann gegen Abend wieder etwas abgetrocknete Boden in der Nacht weniger abkühlt.

Eine ständig gleichmäßige Feuchtigkeit erfordern Saatbeete und frisch mit schwachen Pflänzlingen besetzte Kulturbete. Bis zum Auslaufen der Saat ist für Saatbeete gleichmäßige Feuchtigkeit ein absolutes Bedürfnis. Um ein zu rasches Austrocknen zu verhindern, wählt man für die meisten jetzt auszuführenden Saaten etwas beschattet liegende Beete, die je nach der Hitze täglich zweimal, morgens und abends, unter Umständen auch dreimal überbraut werden müssen. Besonders nachteilig wird die Trockenheit zu Beginn der Keimung, wenn die feinen Wurzeln das Samenkorn durchbrechen. Man beugt dem zu heftigen Austrocknen etwas vor, wenn man die Beete nach der Saat mit Nadeln oder Zweigen bedeckt, die bei uns freilich schwer erhältlich sind. Als Ersatz kann man feingezupftes Waldmoos, die Blätter von Waldsarnkräutern und Reisig verwenden. Erfolgt die Keimung, so muß die Bedeckung entfernt werden. In ähnlicher Weise belegt man auch frisch besetzte Beete, mag es sich nun um Erdbeerpflanzen oder um Gemüsesetzlinge handeln, die Bedeckung schützt die Pflanzen in den ersten Tagen vor dem Welken und wird fortgenommen, wenn die Pflänzchen angewachsen sind. Bei diesen Saat- und Pflanzbeeten handelt es sich stets nur um ein reichliches Ueberbrauten, da die Wurzeln der Pflänzlinge noch nicht tief gehen und deshalb eine oberflächliche Bewässerung genügt. Wenn man es haben kann, ist es ja immer vorteilhafter, für Saat und Pflanzung einen feuchten, d. h. regnerischen Tag abzuwarten, was schon eine gewisse Garantie für das Gelingen der Maßnahmen bietet. Ist aber auf Regen nicht zu rechnen und kann die Arbeit nicht weiter verschoben werden, so pflanze man nur in den Abendstunden. Das Saatbeet, dem die Pflänzlinge entnommen werden, wird eine Stunde vor Beginn der Pflanzarbeit tüchtig durchgegossen, weil sich dann die Pflänzlinge mit Erdballen herausheben lassen, was das Anwachsen sehr begünstigt. Werden sie aus trockenen Beeten herausgenommen, so fällt die Erde zwischen den Wurzeln heraus und diese vertrocknen bald an der Luft. Nach dem Pflanzen wird sofort reichlich angegossen und zwar immer so rasch, daß die Pflänzlinge nicht Zeit haben, vorher welk zu werden. Hd.

## Kleines feuilleton.

**Hitzerschöpfung und Hitzefieber.** Es ist eine bewährte Tatsache, daß die Wissenschaft in der Erforschung gerade mancher sehr gewöhnlicher Erkrankungen noch im Rückstande ist. Bekanntlich gilt dies in besonderem Grade von allen Erschöpfungs- und Hitzekrankheiten, namentlich von dem ganz gemeinen Schnupfen und ähnlich auch von den entgegengesetzten Leiden, die durch zu große Hitze hervorgerufen werden. An den Begriffen Hitzeschlag und Sonnenstich, über die mit vollem Recht in diesem Sommer so unendlich viel gesprochen und geschrieben wird, klebt noch recht viel zu erkunden. Vorläufig ist man noch vielfach auf Mutmaßungen und Theorien angewiesen, um so mehr, als die Erfahrung lehrt, daß die Erscheinungen der Erkrankung und ihr Verlauf außerordentlich mannigfaltig sein können. Es ist vielleicht ganz zweckmäßig, nicht immer mit den unbestimmten Ausdrücken Hitzeschlag und Sonnenstich zu operieren, sondern eine Hitzerschöpfung und ein Hitzefieber zu unterscheiden. Die Erschöpfung durch Hitze wird meist als die mildere Form der Erkrankung bezeichnet, kann aber auch häufig zum Tode führen. Das Besondere dieses Zustandes macht man sich am besten durch die Erwägung klar, daß diese Erschöpfung auch ohne unmittelbare Einwirkung der Sonne eintreten kann, während das Hitzefieber immer durch eine solche bedingt ist. Daraus ergibt sich, daß an Hitzerschöpfung auch Leute erkranken können, die sich in geschlossenen Räumen aufhalten, und zwar auch unter dem Einfluß künstlicher Hitze. Sie findet sich daher als Berufskrankheit bei Bäckern, Eisengießern, Wäschern und Bergleuten. Soweit sich bisher ein Einblick in das Wesen der Erkrankung hat ergeben wollen, beruht sie auf einer Lähmung des Blutgefäßsystems. Die ersten Merkmale sind gewöhnlich Benommenheit, schwacher Kopfschmerz, Uebelkeit und zuweilen Durchfall. Die Temperatur ist auffallend unternormal, niemals erhöht. Bei weiterer Steigerung wird die Haut weiß und kalt; es tritt große Schwäche ein, die dennoch von Ruhelosigkeit begleitet ist, bis das Bewußtsein schwindet. Kühle und frische Luft sind die Haupterfordernisse für die Wiederherstellung. Dabei ist aber die öftliche Anwendung heißer Umschläge, namentlich an den Gliedmaßen, zu empfehlen, damit der Blutkreislauf wieder in Gang gebracht wird. Auf den Kopf dagegen kann ein kaltes Tuch oder ein Eisbeutel gelegt werden. Stärkere Mittel sind die Anwendung eines Senf-

pflasters im Nacken oder im Rücken und bei erschwerter Atmung eine Einspritzung von Atropin, bei Herzschwäche eine solche von Strichnin.

Das Hitzefieber steht in einem ausgesprochenen Gegensatz zur Hitzerschöpfung. Die Haut wird außerordentlich heiß, indem die Temperatur bis 42 Grad steigt. Die Haut ist trocken, die Adern sind geschwollen, der Kopf mit Blut überfüllt, der Puls voll und beschleunigt. Diese Erkrankung ist namentlich aus dem Grunde viel gefährlicher, als sie oft ohne jedes warnende Vorzeichen eintritt und die schlimmsten Folgen haben kann, wenn nicht eine Behandlung sofort Maß greift. Das kräftigste Mittel, mit dessen Anwendung man im Fall großer Gefahr nicht zögern darf, ist die Einspritzung größerer Mengen der sogenannten physiologischen Salzlösung, um den vorausgegangenen Flüssigkeitsverlust des Körpers mit einem Schläge zu ersetzen. Außerdem ist ein Bad anzuraten, dessen Wasser zunächst 27 Grad hat und dann durch allmähliche Hinzufügung von Eis abgekühlt wird. Dabei muß aber die Temperatur des Kranken sorgfältig gemessen und dieser selbst sofort aus dem Bad genommen werden, wenn sie auf 39 Grad gefallen ist. Nur sehr selten darf das Bad über eine halbe Stunde ausgedehnt werden; jedoch kann es zweckmäßig sein, es sogar auf 3 bis 4 Stunden zu verlängern, wenn die Temperatur immer wieder ein bedrohliches Ansteigen zeigt.

## Volkskunde.

**Das Erbeessen in Afrika.** Die Naturvölker und auch die Stämme niedriger Kultur verhalten sich in ihren Gewohnheiten vielfach wie bei uns die Kinder und, auch darin, daß sie alles Mögliche nicht nur in den Mund stecken, sondern auch herunter schluden, als ob es ein Nahrungsmittel wäre. In den am weitesten verbreiteten Erscheinungen dieser Art gehört das Erbeessen! Man kann sagen, daß sich noch heute in allen Erdteilen Beispiele dafür finden. Auch Europa ist davon nicht ausgenommen, obgleich die Sitte in unserem Erdteil nur noch hier und da zu finden ist, während sie in größerem Umfang für die Vergangenheit festgestellt werden kann. Für einen über die ganze Erde ausgebreiteten Brauch muß wohl mehr als ein Grund angegeben sein. Vielleicht ist es ein gewisser Salzgehalt der betreffenden Erden oder ein ganz bestimmter Geschmack oder eine eigentümliche Konsistenz oder mehrere solcher Eigenschaften zusammen, die das Erbeessen dem Menschen annehmlich erscheinen lassen. Dazu tritt dann bei vielen Völkern der Aberglaube, daß durch manche Erden Krankheiten geheilt werden können. Zu den Erdteilen, wo die Sitte am häufigsten anzutreffen ist, gehört Afrika. Man findet sie ebensowohl im Sudan, in Guinea, im Nigergebiet wie in Kamerun. Dr. Henry Hubert hat bei den Forschungen über das Erbeessen der dort wohnenden Völker angestellt, die in dem Organ der Pariser Geographischen Gesellschaft besprochen werden. Die Erde ist dort ein Ton, der in einen Sandstein eingelagert ist. Die Eingeborenen lassen sich die Erde nicht verdriegen, bis tief in in das Gestein hineinzugehen, um die gewünschte Erde in einem möglichst schmachten Zustande zu gewinnen. Der Stoff wird auch auf Märkten verkauft und sogar ziemlich weit verhandelt.

## Astronomisches.

**Die Entwicklung der Sterne.** Der Menschengeist ist bestrebt, auch in die fernsten Geheimnisse der Sternenwelt einzudringen und eine bestimmte Vorstellung sogar davon zu erhalten, wie sich wohl einst die Gestirne aus dem Chaos entzungen haben mögen. Seit das Fernrohr die Wunder des Himmels mehr und mehr entziffert hat, sind es die sogenannten Nebel gewesen, die man gleichsam als die Wiegen der Sterne oder als Stübe des alten Chaos angesprochen hat. Aus einem solchen Nebel soll bekanntlich auch die Sonne mit ihrem ganzen System von Planeten hervorgegangen sein. Die Erforschung der Nebel ist daher eine Aufgabe von besonders großem und padendem Interesse. Namentlich hat man sich bemüht, die Geschwindigkeiten festzustellen, mit denen sich solche Nebel bewegen. Die sogenannten planetarischen Nebel, die bisher einer solchen Messung zugänglich gewesen sind, eilen mit einer Geschwindigkeit von etwa 25 Kilometern in der Sekunde durch den Weltraum. Dagegen haben sich die Geschwindigkeiten der unregelmäßig gestalteten Nebel als weit geringer herausgestellt. Daraus ist der Schluß gezogen worden, daß eigentlich nur diese zwei Arten der Nebel, die ohne eine bestimmte Gestalt eine gewaltige Ausdehnung einnehmen, als Reste des Urstoffs zu betrachten seien, wie er der Bildung der Sterne vorausgegangen sein muß. Die planetarischen Nebel mit ihrer idyllischen Bewegung stellen vermutlich schon eine höhere Stufe der Entwicklung dar und sind vielleicht aus Zusammenschlüssen hervorgegangen, die ihnen eine bestimmte Entwicklungsrichtung vorgeschrieben haben. Durch die Benutzung des Spektralapparats, dieses Zauberstabes in der Hand des Astronomen, haben sich auch Mittel ergeben, das Alter der Sterne im Verhältnis zu bestimmen, und auch daraus ist der Schluß gezogen, daß die Bewegung eines Sternes mit seinem Alter zunimmt. Danach würden die jüngsten Sterne gar keine oder eine nur schwache Bewegung haben und dann erst allmählich an Geschwindigkeit aus einer bisher unerklärten Ursache zunehmen.